

HENRY BESTON



**DAS
HAUS
AM RAND DER
WELT**

Ein Jahr am großen Strand von Cape Cod

Übersetzt von Rudolf Mast

Mit einem Nachwort von Cord Riechelmann

mare

Henry Beston

**Das
HAUS
am Rand der
WELT**

Ein Jahr am großen Strand
von Cape Cod

Aus dem
Amerikanischen von
Rudolf Mast

Mit einem Nachwort von
Cord Riechelmann

mare

Henry Beston, geboren 1888 in Quincy (Massachusetts), 1968 in Nobleboro (Maine) gestorben, war Autor zahlreicher Bücher. Die Aufzeichnungen aus dem »Fo'castle«, dem »Vorschiff«, wie er seine Bleibe taufte, sollten eigentlich nicht an die Öffentlichkeit gelangen. Bestons Verlobte Elizabeth Coatsworth sorgte aber dafür, dass er seine Notizen ausarbeitete: »No book, no marriage.« *Das Haus am Rand der Welt* erschien 1928 und wurde umgehend zum Erfolg.

Rudolf Mast, geboren 1958, war Segellehrer und Segelmacher, bevor er Theaterwissenschaft und Philosophie in Berlin studierte. Dort arbeitet er heute als Theaterwissenschaftler, Lektor und Übersetzer. Für **mare** übersetzte er zuletzt *Die Polarfahrt* von Hampton Sides (2017).

Cord Riechelmann, 1960 in Celle geborgen, studierte Biologie und Philosophie an der Freien Universität Berlin und lebt als Autor und Publizist in Berlin. Er schreibt für diverse Zeitungen, u. a. für die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*.

Henry Beston

Das Haus am Rand der Welt

Ein Jahr am großen Strand von Cape Cod

OT: *The Outermost House*

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Rudolf Mast

Mit einem Nachwort von Cord Riechelmann

224 Seiten,

Leineneinband mit Lesebändchen im Schuber

€ 32,- [D] / € 32,90 [A]

ISBN 978-3-86648-269-2

Erscheint am 11. September 2018

Kapitel 3

Die Brandung

I

Heute früh will ich mich an etwas versuchen, was mir, soweit ich mich erinnere, bislang weder in einer Zeitschrift noch in einem Buch begegnet ist, und zwar an einem Kapitel darüber, in welcher Weise, welcher Gestalt und mit welchen Geräuschen der Ozean auf den Strand trifft. Ständig fragen mich Freunde nach der Brandung am großen Strand und ob mich das Geräusch nicht mitunter beunruhigt oder gar verfolgt. Ich antworte ihnen darauf, dass ich es nicht mehr bewusst wahrnehme, und auch wenn es den ganzen Tag lang auf meine wachen Ohren trifft und bei Nacht auf die schlafenden, leiten die Ohren das Getöse nur sehr selten an das Gehirn weiter. Ich höre es morgens, wenn ich aufwache und zu mir komme, lausche eine Weile, bis es mir wieder vertraut ist, und vergesse es schließlich; tagsüber höre ich es nur, wenn ich innehalte und danach horche oder wenn ich durch eine Veränderung des Geräusches in meiner Gewöhnung aufgeschreckt und neugierig werde.

Die Menschen hier sagen, dass die großen Wellen in Dreiergruppen auf die Küste treffen. Drei große Wellen, gefolgt von einer unbestimmten Anzahl kleinerer, dann wieder drei

große Wellen. An der Küste Frankreichs ist es jede siebte Welle, die sich wie ein König aus der grauen, kalten See erhebt. Der besagte Rhythmus auf Cape Cod nun ist kein halb wirkliches, halb mystisches Produkt der Fantasie, sondern nichts als die Wahrheit. Große Wellen treffen hier tatsächlich in Dreiergruppen auf die Küste. Wieder und wieder habe ich beobachtet, wie drei Brecher hintereinander vom Atlantik her anrollen, die vorgelagerte Sandbank queren, sich überschlagen und neu formen und eine nach der anderen auf den einsamen Strand zurollen, um dort in der Zerstörung ihre Erfüllung zu finden. Die Männer der Küstenwache wissen sehr genau um diesen Rhythmus und machen sich die der letzten Welle folgende Stille zunutze, um ihre Boote ins Wasser zu setzen.

Richtig ist, dass es auch einzelne große Wellen gibt. So manche hat mich des Nachts aus dem Schlaf gerissen. Von dem gewaltigen Lärm aufgeschreckt, habe ich mitunter noch die letzte Phase des Einsturzes gehört, manchmal aber auch nur noch das vernehmliche, sich wieder entfernende Rauschen danach. Diesem Rauschen folgte stets eine kurze Pause, dieser Pause wiederum die Rückkehr des Ozeans im gleichmäßigen Takt einer langen Nacht. Solche einzelnen Giganten, die ihre grünen Wassermassen auf eine friedlich daliegende Welt schleudern, lassen Strand und Düne erbeben. In einer Septembarnacht, ich war spät noch auf und las, muss die Mütter aller Wellen höchstselbst vor dem Haus auf den Strand getroffen sein, denn unvermittelt wurde die nächtliche Stille von einem gewaltigen Krachen und einem erdbebengleichen Grollen zerissen; der Strand erzitterte unter der herabbrechenden Last, die Düne wurde erschüttert, und mein Haus darauf wankte derart, dass die Flamme der Lampe zu zittern begann und die Schattenbilder, die sie auf die Wand warf, verzerrten.

Die drei wesentlichen elementaren Geräusche in der Natur sind der Klang des Regens, der Klang des Windes in einem naturbelassenen Wald und der Klang des Ozeans, der auf einen Strand trifft. Ich habe all diese Geräusche vernommen, doch von diesen drei elementaren Stimmen ist die des Ozeans die beeindruckendste, schönste und variantenreichste. Denn es ist falsch, von der Monotonie des Ozeans zu sprechen oder der Monotonie seines Klanges. Die See hat viele verschiedene Stimmen. Leihen Sie der Brandung Ihr Ohr, hören Sie ihr aufmerksam zu, und Sie werden darin unterschiedlichste Klänge entdecken: dumpfes Dröhnen und tiefes Grollen, helles Trommeln und Trampeln, zischendes Sieden und schrilles, pistolenleiches Knallen, Platschen, Flüstern, unterlegt mit dem Mahlgeräusch von Steinen, die aneinanderreiben, und manchmal sogar dem von Stimmen, die wie aufgeschnappte Fetzen eines Gespräches klingen, das vom Meer herüberweht. Und dieser Klang unterscheidet sich nicht nur in der Art seines Entstehens, er verändert auch ständig das Tempo, die Tonhöhe, die Farbe und den Rhythmus. Mal ist er laut und donnernd, dann wieder friedlich und sanft, mal wütend, dann wieder feierlich und getragen, mal ist der Rhythmus schlicht und gleichmäßig, mal ungestalt und doch Ausdruck von Vorsatz und elementarem Willen.

Jede Stimmung des Windes, jede Veränderung des Wetters, jede Phase der Tide – für alles hat das Meer eine je eigene Musik. Bei Ebbe hat die Brandung einen bestimmten Klang, bei Flut einen anderen, und der Wechsel zwischen beiden vollzieht sich am deutlichsten vernehmbar während der ersten Stunde nach Einsetzen der Flut. Im selben Maß, in dem die ihre Kraft zurückerlangt, wird die Brandung lauter, und mit erneuerter Kampfeslust nimmt sie ihre Attacken auf das Land

wieder auf, Takt und Klang ihrer Angriffe ändern sich mit dem neuerlichen Beginn des Krieges.

Der Klang der Brandung in den herbstlichen Dünen – er kennt weder Anfang noch Ende. Es ist der Klang unaufhörlichen Auffüllens, endlosen Heranrollens und Sammeln, ewiger Abfolge von Vollendung und Verfall, steter Fortpflanzung und stetem Tod. Ich habe versucht, die Gesetzmäßigkeiten und Bestandteile dieses Klangs zu ergründen. Dominierenden Anteil daran hat der gewaltige Lärm einer jeden anrollenden Welle. Er ist mal dumpf und dröhnend, mal tief und tosend, dann wieder ein mehrstimmiges Gebrüll. Der zweite bestimmende Bestandteil ist das wilde Brodeln der sich brechenden Welle und das Auftreffen der schäumenden Wassermassen auf dem Strand – dieser zweite Ton ist *diminuendo*. Der dritte Bestandteil ist das unaufhörliche Zischen der Gischt, die den Strand hinaufgleitet. Die ersten beiden Geräusche nimmt das Ohr als eines wahr – das Dröhnen vom Einschlag der tonnenschweren Wassermassen und das Rauschen der den Strand hinauflaufenden Welle –, und dieser Mischklang wird abgelöst vom der Gischt entweichenden Zischen des dritten. Wie Vögel wehen über diesem Getöse Fetzen von Geräuschen, die wir mit dem Wasser verbinden: Plätschern und Planschen, Säuseln, Brodeln, Klatschen und Glucksen. Das entfernte Geräusch weiterer Wogen, das sich mit einem unspezifischen Rumpeln mischt, erfüllt Erde, Meer und Luft.

Hier unterbreche ich meine Schilderung, um den Leser darauf hinzuweisen, dass ich zwar das Entstehen und Vergehen eines einzelnen Brechers beschrieben habe – eines idealtypischen Brechers –, die Brandung aber als ein fortlaufender Prozess verstanden werden muss, in dem eine Welle auf die andere folgt und diese sich gegenseitig stören, ergänzen oder

erdrücken. Und ich habe den Klang der Brandung bei gutem Wetter beschrieben. Bei Sturm folgt die Brandung denselben Gesetzen, hinzu kommt aber ein *Mahlen*, und dieses düstere, an den Tod gemahnende Geräusch – das jeden Seemann in Angst und Schrecken versetzt – ist eine Variation des zweiten beschriebenen Tons; es ist das Krachen einer Sturzsee, deren Wassermassen sich tosend über den Küstenstreifen ergießen und den Strand mitzureißen drohen. Ein befremdliches Grundgeräusch, wenn man es durch das laute, schrille Kreischen eines Sturmes hört.

Sich brechende Wellen, die einen steil aufsteigenden Abschnitt des Strandes hinauf müssen, werden oft gefolgt von einem schleifenden, mahelnden Geräusch. Es stammt von jenem vorwitzigen Wasser, das den Berg wieder hinunter und zurück zum Meer läuft. Am lautesten ist es, wenn die Brandung bei Niedrigwasser Steine auf dem unteren Strandabschnitt hin und her rollt.

Am vertrautesten ist mir wohl das Geräusch der Brandung kurz nach dem Zubettgehen. Auch in dieser Umgebung lese ich, bis mir die Augen zufallen, und beim Lesen höre ich das rhythmisch auftretende Tosen, das die Dunkelheit erfüllt. Fo'castle steht so nah am Rande des Ozeans, dass ich bei gutem Wetter nicht ein durchgängiges Getöse höre, sondern vielmehr das unaufhörliche Anrollen, Sich-Brechen und Kollabieren einzelner großer Wellen unterscheiden kann. Durch das dunkle, scharf umrissene Rechteck des Fensters lausche ich dem Rauschen und Stoßen, dem Trampeln und Grollen, das sich von ferne daruntermischt, ohne des sonoren und vertrauten Klanges je überdrüssig zu werden.

Weiter weg vom Strand mischen sich die verschiedenen Klänge der Brandung zu einem grollenden, sinfonischen To-

sen. In den Herbstnächten ist Eastham erfüllt von diesem Klang. Die »Sommerfrischler« sind abgereist, das Dorf ruht sich aus und bereitet sich auf den Winter vor, aus den Küchenfenstern dringt der Schein von Lampen, und über die Heide, die Weiten der Marsch und das Bollwerk der Dünen hinweg hallt das frostige Brausen des Meeres wider. Hört man eine Weile zu, meint man ein einziges fernes und doch Respekt einflößendes Geräusch zu hören; hört man aber länger hin, entdeckt man darin eine Sinfonie aus donnernden Sturzseen, eine unendliche, urgewaltige Kaskade. Darin liegen Schönheit und altertümlicher Schrecken. Zuletzt habe ich es gehört, als ich in einer sternklaren Oktobernacht durch den Ort ging; es war windstill, die blätterlosen Bäume schwiegen, das Dorf schlief, und die ganze düstere Welt war von dem Klang erfüllt.

II

Die Meere sind das Herzblut der Erde, die Gezeiten, von Sonne und Mond angetrieben und gespeist, lassen es in ihren Adern zirkulieren.

Der Rhythmus der Wellen gleicht dem Puls eines lebenden Organismus. Er ist reine Kraft, die sich in einer endlosen Folge von flüssigen Gebilden manifestiert, die im Moment ihres Erscheinens vergehen.

Ich stehe oben auf meiner Düne und beobachte eine große Welle, die vom offenen Meer heranläuft, und weiß doch, dass ich ein Trugbild vor mir habe, weiß, dass nicht das Wasser sich aus dem Ozean erhoben hat, um auf mich zuzukommen, son-

dern eine Kraft, die die Gestalt des Wassers angenommen hat, ein körperloser Pulsschlag, eine Schwingung.

Bedenken Sie das Wunder, das sich vor unseren Augen vollzieht. Irgendwo im Ozean, vielleicht tausend Meilen und mehr von diesem Strand entfernt, löst der Pulsschlag der Erde eine Schwingung aus, eine Meereswelle. Ich frage mich, ob diese Kraft ursprünglich kreisförmig wirkt und sich die Wellen des Ozeans ringförmig ausbreiten, wie es der Fall ist, wenn ein Stein die ruhige Oberfläche durchdringt. Vielleicht gibt es ja ozeanische Kreise, die so groß und komplex sind, dass sie unentdeckt bleiben? Einmal in der Welt, beginnt die Welle oder der Bogen, den sie beschreibt, die Reise durch das Meer. Ungezählte Schwingungen gehen ihr voraus, ungezählte Schwingungen folgen ihr. Die Welle nähert sich dem Land, läuft auf die Küste zu, erreicht das Ufer, bricht sich, löst sich auf, ist nicht mehr. Das Wasser aus dem Innersten, das bis zuletzt ausharrte, zieht sich als Schaum zurück, der an Marmor erinnert, wird zum Körper des nächsten Pulsschlages und erneut an Land geschleudert. So geht es Tag und Nacht, und so wird es bleiben, bis das geheime Herz der Erde seinen letzten Schlag tut und eine letzte Welle sich am letzten, verlassenen Strand auflöst.

Doch wenn ich auf meiner Düne stehe, denke ich nicht an Trugbilder und den Puls der Erde, denn ich beobachte die Wellen eher mit dem äußeren als mit dem inneren Auge. Zudem wird das Trugbild durch einen ungewöhnlichen, geradezu übernatürlichen Vorgang ausgelöst – die Formung einer rhythmisch fließenden Wellenbewegung in nahezu gleichbleibender Gestalt. Wir sehen eine Welle eine Viertelmeile vor der Küste, dann wenige Hundert Yard vor dem Ufer, schließlich unmittelbar vor dem Strand und meinen, wir hätten die

ganze Zeit ein und dieselbe Wassermasse – Größe und Form haben sich nicht nennenswert geändert – im Blick gehabt; tatsächlich aber hat sich der ursprüngliche Impuls in eine Abfolge flüssiger Körper verwandelt, Körper, die sich so sehr ähneln, so gleich aussehen, dass unser Auge sie individualisiert und bis an Land verfolgt – die dritte Welle, so beschreiben wir es, oder die zweite Welle hinter der großen. Wie seltsam es doch ist, dass dieser Rhythmus der Erde, diese geheimnisvolle Wellenform des Meeres ihre Größe und Form behält, obwohl sie sich inmitten der Kräfte und durch die anderen, denen das Wasser beim Erreichen der Küste ausgesetzt ist, hindurch bewegt. Und welch sonderbare Melange aus Trugbild und Wirklichkeit das alles ist! Am Ende hat das äußere Auge den größten Gewinn.

Gestern wehte den ganzen Tag lang ein Wind aus Nordwest, der noch die letzten Wolkenreste vertrieb. Klar ist es auch jetzt noch, obwohl der Wind auf Ost gedreht hat. Der Himmel erstrahlt heute Nachmittag in makellosem Blau, das von einem Rahmen aus blau-weißer Gischt eingefasst wird. Weit draußen auf See, im Nordosten nahe dem Horizont, schimmert das Meer im schönsten Blau, das ich hier je gesehen habe – ein helles Blau, ein blühendes Blau, ein Blau, wie man es von den Kleidern des Kaisers in chinesischen Märchen kennt. Wer Wellen sehen will, wenn sie besonders beeindruckend sind, sollte an einem solchen Tag kommen, wenn sich der strahlende Himmel im Ozean spiegelt, der Wind leicht und auflandig ist. Kommen Sie am Nachmittag, wenn die Sonne den Brechern gegenübersteht. Kommen Sie früh genug, weil das Funkeln auf den Wellen am schönsten und interessantesten ist, wenn das Licht schräg einfällt, aber noch hell ist. Und kommen Sie unbedingt bei auflaufendem Wasser.

Die Brandung ist hoch, doch jenseits davon, auf dem offenen Meer, erhebt sich aus der blauen, glitzernden Unermesslichkeit eine Welle, die höher ist als die anderen.

Freunde berichten mir von gewissen tropischen Stränden, an denen sich die Wellen über mehrere Meilen erstrecken und schließlich im selben Moment unter kanonenartigem Dröhnen brechen; das gelegentlich zu erleben, so stelle ich mir vor, wäre großartig, ihm dauernd ausgesetzt zu sein, unerträglich. Hier ist die Brandung vielgeteilt; sie nähert sich dem Strand in langen, leicht versetzten Parallelen, manche davon ein paar Hundert Fuß lang, andere eine Achtelmeile, wieder andere, und das sind die längsten, erreichen bis zu einer Viertelmeile und gelegentlich noch mehr. Daher sieht man auf den fünf Meilen Strand, die ich von Fo'castle aus überschauen kann, zu jeder Zeit und Stunde des Tages Wellen heranlaufen, sich brechen, sich brodelnd auflösen und wieder zurückgleiten.

Doch zurück zu der blauen Welle, die aus den blauen Weiten des Meeres heranrollt. Auf der anderen Seite der Welt, gegenüber dem Kap, liegt die alte spanische Provinz Galizien mit den Städten Pontevedra und Santiago de Compostela, bekannt als Wallfahrtsort. (Bei meinem Aufenthalt dort wurde mir eine silberne Herzmuschel angeboten, aber ich lehnte ab und besorgte mir lieber bei galizischen Fischern eine echte Meeresmuschel.) Irgendwo zwischen dieser Region Spaniens und Cape Cod hat der Pulsschlag der Erde diese eine Welle erzeugt und auf den Weg durch das Meer Richtung Westen geschickt. Weit draußen auf See hat ihre Gischt möglicherweise von Luv her den Bug eines Frachters erklommen und die Scheibe des Deckshauses mit Tropfen bedeckt, die großen Linienschiffe haben gespürt, wie sie unter ihrem Kiel entlanglief.

Im Westen erhebt sich ein Kontinent, und der Pulsschlag

nähert sich dem Bollwerk von Cape Cod. Etwa eine Zweidrittelmeile vor der Küste ist die Welle noch immer eine Schwingung im Meer, eine Woge. Würde man sie aufschneiden, erhielte man die Kontur eines leicht abgeflachten Halbkreises; der Druckstoß hat die Form eines langen, ansteigenden Buckels. Ich beobachte, wie er sich dem Strand nähert. Auf dem Weg dorthin erhebt sich mit dem Anstieg des Meeresbodens und des Strandes auch die Welle; nah unter Land wird aus dem Buckel eine Pyramide, eine Pyramide, die ihre Form rasch wieder verliert, denn die dem Meer zugewandte Seite wird länger, die dem Land zugewandte krümmt sich nach innen – aus der Welle ist eine Sturzsee geworden. Der Rücken der blauen Gestalt trägt einen gekräuselten Kamm aus klarem, hellem Wasser; Gischt löst sich und fliegt davon. Unter dem zischenden Schaum, der aufgewirbelt wird, wenn weitere Brecher in sich zusammenfallen, streckt der Strand die Hand nach jenem letzten Rest der Welle aus, in dem der Druckstoß in seiner ursprünglichen Gestalt überdauert hat – der seichter werdende Strand lässt die Welle stolpern –, der Gigant taumelt, kippt vornüber und wird von seiner eigenen Masse, die von hinten nachdrängt, umgestoßen. Der Überschlag einer Sturzsee ist nie nur das Werk der Schwerkraft.

Es ist dieses letzte Erscheinungsbild der Welle, das die Vorstellung der Menschen geprägt hat – der lange, dem Meer zugewandte Rücken und der sich kräuselnde Kamm mit dem nach vorn fallenden Grat obenauf.

Sich überschlagend und vorwärts geschleudert, bricht die Welle in sich zusammen, die Masse aus glitzerndem Blau zerfällt zu einem Wirrsal aus blendendem, brodelndem Weiß, das herabstürzende Wasser prallt auf den Strand und zurück in eine Höhe, die die ursprüngliche Welle fast immer über-

ragt. Aus der wilden, formlosen Unordnung, die die Freisetzung des Drucks und die Auflösung der letzten Gestalt hinterlassen haben, schießen Fontänen aus Schaum und Ringel aus Gischt. Die Wassermassen, die noch immer wild schäumen und weiß brodeln, drängen nun, wie von einem unsichtbaren Wasserfall angezogen, wieder auf den Rand des Strandes zu. Auf einer Strecke von fünfunddreißig Fuß verringert sich die Wassertiefe von zwei Fuß auf null. Der Saum des andrängenden Wassers dünnt aus, und der letzte Impuls verliert sich zischend in flachen Zungen aus Schaum, die in einem letzten Aufbäumen von Energie und Schönheit den Himmel reflektieren, ehe sie im Strand versickern.

Dann erneut ein Tosen, und das Wasser, das entweichen konnte und sich zurückzieht, wird von der nächsten sich brechenden Welle erfasst und nach vorn geschwemmt. Tag und Nacht, Generation um Generation verfährt die See so in unendlich vielen Variationen, die einem unveränderlichen Rhythmus gehorchen, der von einer filigranen Mechanik aus Zufall und Gesetzmäßigkeit in Gang gehalten wird.

[...]

Erwähnt sei noch ein eigentümlicher Effekt des Windes. Wenn er direkt oder doch fast direkt ablandig weht, liegen die ankommenden Wellen mit ihm im Kampf; wenn der Wind zwar ablandig ist, aber doch hinreichend schräg zur Küstenlinie weht – in einem Winkel, der, sagen wir, nicht größer als zweiundzwanzig Grad und nicht kleiner als zwölf Grad ist –, weichen die Wellen, die aufs Land zurollen, dem Kampf aus und pflanzen sich mit der Längsachse parallel zum Wind fort. Wenn ich in Fo'castle sitze, kann ich die exakte Richtung eines ablandigen Windes oft schlicht an dieser schrägen Ausrichtung der Wellen zur Küstenlinie bestimmen.

Zu keiner Zeit ist der Strand, wie er sich über viele Meilen hinzieht, schöner als dann, wenn die Wellen sich gegen steifen Wind vorarbeiten müssen. Dann scheinen die Brecher die Küste regelrecht zu attackieren. Nähern sie sich, stellt sich ihnen der Wind in den Weg und bildet einen Trutzwall, vor dem sich die herannahenden Streitrösser aufbäumen, ohne sich aufhalten zu lassen, und der Wind lässt ihre Mähnen fliegen. Im Norden wie im Süden sehe ich sie auf das Land zulaufen, die weiße, das Sonnenlicht glitzernd reflektierende Gischt als Mähne, die sich dreißig, wenn nicht gar vierzig Fuß weit hinter ihnen herschleppt. »See-Pferde« werden solche Wellen daher genannt, und Küstenbewohnern auf der ganzen Welt sind sie vertraut. Wer sie in reinsten Ausprägung sehen will, sollte an einem heiteren Oktobertag an diesen Strand kommen, wenn der Wind aus Nordwest über die Heide auf die See hinausweht.

III

Enden soll dieses Kapitel mit einigen Absätzen über schwere Brandung.

Am besten beobachten lässt sie sich wohl, wenn der Wind nicht zu stark ist. Ein Sturm baut eine Brandung auf, aber zugleich hält er die anrollenden Brecher flach, macht riesige schäumende, wandernde Hügel aus ihnen, die jenen gleichen, die man von einem Schiff aus auf offener See sieht. Erst wenn der Wind etwas abgenommen hat, nehmen die Brecher ihre Form an. Die ausgeprägteste Brandung, die ich hier je gesehen habe – verursacht durch den nördlichen Ausläufer des großen

Hurrikans über Florida jenes Jahres –, hielt drei schöne und nahezu windstille Herbsttage durch. Der Sturm selbst war vorbeigezogen, aber das Meer war bis in große Tiefen aufgewühlt worden. Als ich des Nachts von einem Ausflug in die Stadt zurückkehrte, hörte ich schon in Orleans das Tosen des Meeres, und als ich in Nauset ankam, war der Strand bis zu den Dünen überflutet und mit einer milchigen Schicht aus Gischt und Mondlicht bedeckt. Ich hatte einen schweren Koffer bei mir und trug Ausgehkleidung, und so fiel es mir schwer, mich über die Dünen und entlang der überfluteten Marsch nach Fo'castle vorzuarbeiten.

Viele Kräfte mischen sich in der Gischt, die ein Sturm aufwirft – der Rhythmus der Erde, der in den Wellen wirkt, die Gewalt des Windes, das Streben des Wassers, den ihm eigenen Gesetzmäßigkeiten zu folgen. Auf See wirft der Sturm gigantische Wellen auf, die vor schierer Größe weit draußen ins Stolpern geraten und als Erstes die vorgelagerte Untiefe überfluten. Sich in einem fort brechend, laufen sie dann auf den Strand zu. Sobald sie ihn erreichen, fallen sie unter lautem Getöse, das sich mit dem Lärm des Sturms vermischt, in sich zusammen. Vom Wind niedergetrampelt, von der unablässig nachströmenden See ergriffen, in die Höhe gehoben und wieder fallen gelassen, verwandelt sich das Meer vor dem Strand in eine grimmig zischende Masse aus marmorierter Gischt, die an den Rändern von fünfzig Fuß breiten Strömen aus Schaum gesäumt wird; das Wasser ist mit Sand angefüllt.

Darunter wüten noch die Gezeiten, die sich vor dem Ostufer von Cape Cod als starker Sog bemerkbar machen. Die Strömung setzt hier in südliche Richtung; alte Wrackteile und Treibholz werden vom Norden heruntergetragen. Wenn ich Freunden von der Küstenwache eine Kiste oder einen Stock

zeige, den ich aufgelesen habe, sagen sie mitunter: »Das habe ich vor zwei Wochen oben am Leuchtturm gesehen.«

Nach starkem Ostwind finde ich häufig Dinge am Strand, die aus dem Golf von Maine stammen – junge, entwurzelte Fichten, Markierungsbojen für Hummerkörbe von Matinicus Isle und, so nach einem Sturm, eine stattliche Zahl von Seeigelgehäusen. Ein weiterer Sturm aus Ost trug einige wunderliche, weil hölzerne Kiesel heran, die der Ozean aus den uralten unterseeischen Wäldern herausgelöst hatte, die unweit der heutigen Küste auf dem Meeresboden liegen. Die Kiesel waren braun-schwarz, geformt wie die Steine, die man am Strand findet, und ebenso glatt.

Das Lebewesen, das ich zuletzt in der Brandung fand, war ein großer Pfeilschwanzkrebs, das erste und einzige Exemplar dieser Art, das ich je in der Natur zu Gesicht bekam. Die Brandung hatte ihn auf den Rücken gedreht, er hatte sich, wie es seine Art ist, eingerollt, woraufhin die Brandung ihn im Sand eingespült hatte. Ich bemerkte ihn, als eine Schaumschicht ihn drangsalierte und seine Lage langsam kritisch wurde. Also hob ich ihn auf, spülte den Sand von Scheren und Kiemen, hielt den triefenden Kerl am Schwanz hoch und warf ihn so weit seewärts, wie ich nur konnte.

Herbststürme aus Ost und die Fluten des Novembers haben sämtliche Anzeichen des Sommers vom Strand getilgt, die jahreszeitlich bedingt höheren Fluten lappen nun deutlich über den Fuß der Dünen. Vor dieser täglichen Überflutung mit Kälte kapitulieren auch die letzten hungrigen Besucher des unteren Strandes. Ein eisiger Wind weht; wenn er den Sand gegen die westliche Hauswand treibt, dringt ein trockenes Klingeln an mein Ohr. Der Dezember zieht herauf, und an der Küste hält der Winter Einzug.